

Der Spiegel

f ü r

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminirtes Nebenbild; monatlich w e n i g s t e n s zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmettling“ und m i n d e s t e n s eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. C. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt in Wien, in J. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Wagstuhl eines Gefangenen in Schlosse Escarpe.

Ein Beitrag zur Geistesgegenwart in Gefahren.

Einige Zeit nach dem 18ten Brümair (den 9. November im Jahr 1799, an welchem verhängnisvollen und entscheidenden Tage der damalige General Bonaparte das französische Direktorium mit Gewalt auseinander trieb) wurden, namentlich in der Bretagne und der Vendée, viele Militärs aufgehoben, da man diese, mit allem Rechte, als die Urheber der fortdauernden Unruhe am meisten zu fürchten hatte. Der erste Konsul, von dem Wunsche befeelt, die Ruhe innerhalb Frankreichs wieder herzustellen, knüpfte, wie bekannt, mit dem vorzüglichsten Chef der Chouans Unterhandlungen an, entwickelte dabei eine bedeutende Militärmacht, und setzte zu gleicher Zeit die machiavellistische Polizei, welche Fouché damals leitete, in Bewegung. Von allem dem war nichts unnütz, und es gelang ihm, den Bürgerkrieg zu ersticken.

Zu jener Zeit wurde ein junger Mann aus der Familie von Mallé durch die Chouans von der Bretagne nach Saumur geschickt, um dort mit gewissen Personen, sowohl in der Stadt, als in der Umgegend, Verbindungen anzuknüpfen. Von seiner Reise unterrichtet, hatte die Pariser Polizei Emiffäre abgesendet, um sich des jungen Mannes bei seiner Ankunft in Saumur zu bemächtigen. In der That wurde er auch, gleich am Tage seiner Landung, denn er kam zu Wasser und gab sich für einen Schiffsherrn aus, verhaftet;

aber er war gewandt und vorsichtig, und hatte alle Fälle, die ihn treffen konnten, im voraus berücksichtigt; seine Papiere und sein Paß waren daher so vollkommen in Ordnung, daß die Polizeiagenten glaubten, sich getäuscht zu haben.

Der Chevalier von Beauvoir, denn ich erinnere mich jetzt seines Namens, hatte seine Rolle gut einstudirt. Er nannte seine Familie, seinen Wohnort, und antwortete im Verhör so dreist und pünktlich auf alle Fragen, daß er gewiß die Freiheit erhalten haben würde, hätten die Emissäre nicht blinden Glauben in ihre Instruktionen gesetzt; diese waren aber zu genau, und überdies hielten sie es auch im Zweifel für besser, eine Handlung der Willkühr zu begreifen, und einen Unschuldigen einzukerkern, als einen Menschen ent schlüpfen zu lassen, an dessen Habhaftwerdung dem ersten Consul so viel gelegen zu sein schien. In jener Zeit der Freiheit achteten die Agenten der Gewalt nicht sehr auf Gesetzmäßigkeit. Der Chevalier wurde daher provisorisch, bis auf weitere Bestimmung, zur Haft verurtheilt, und vorläufig nach dem Schlosse Escarpe gebracht. Dieser Name deutet die Lage der Feste an. Sie liegt auf hohen steilen Felsen, und nur ein steiler und schmaler Pfad führt hinan, und nur, wie auf allen Bergschlößern, durch ein Thor, welches durch Graken und Zugbrücke verwahrt ist. Der Kommandant dieses Gefängnisses war entzückt, einen Mann von Kenntnissen und Bildung bei sich zu sehen, und machte ihm den Vorschlag, auf Ehrenwort in Escarpe zu sein, und sich mit ihm gegen die lange Weile zu verbinden. Mehr konnte Beauvoir nicht verlangen. Er war ein Ehrenmann, aber unglücklicher Weise noch sehr hübsch. Sein Gesicht war anziehend, sein Ausdruck verrieth Entschlossenheit, seine Rede war angenehm, und er besaß eine ausgezeichnete Kraft; er würde ein trefflicher Parteichef gewesen sein.

Der Kommandant wies ihm das bequemste Zimmer im Schlosse an, zog ihn an seinen Tisch, und hatte sich Anfangs nicht über den Wendel zu beklagen.

Der Kommandant war ein Corse, verheirathet, und sehr eifersüchtig; seine Frau war recht hübsch, und er glaubte vielleicht, sie etwas scharf bewachen zu müssen. Es scheint, daß Beauvoir der Dame gefallen habe, und daß sie ganz nach seinem Geschmacke gewesen sei; genug, bald liebten sie sich gegenseitig; ob sie sich aber durch diese Neigung verleiten ließen, die Grenze der Galanterie zu überschreiten, welche der Mann gegen das zartere Geschlecht überall zeigen muß, kann ich nicht sagen. In diesem Punkte ist Beauvoir stets gegen mich zurückhaltend gewesen. Gewiß aber ist es, daß der

Kommandant sich berechtigt hielt, eine ungewöhnliche Strenge gegen seinen Gefangenen eintreten zu lassen.“

Beauvoir wurde bei Wasser und Brot in den Thurm gesetzt. Sein Gemach, unter dem Dache des Thurmes gelegen, war in Quadern gewölbt; die Mauern zeigten eine ungeheuere Dike; wahrscheinlich stand der Thurm unmittelbar an einem furchtbaren Abgrunde, und es zeigte sich also keine Hoffnung zur Flucht.

Als der arme Beauvoir die Unmöglichkeit des Entrinnens erkannt hatte, versiel er in jene Träumereien, welche zugleich Verzweiflung und Trost des Gefangenen sind. Er beschäftigte sich mit jenen Nichtigkeiten, die zu den größten Wichtigkeiten werden; er zählte die Stunden, die Tage; er lernte den wahren Zustand eines Gefangenen kennen. Er empfing die Schmerzensstauung, und lernte den wahren Werth der Sonne und Luft schätzen. Endlich, nach 14 Tagen, wurde er von jener furchtbaren Krankheit befallen, die sich bei den meisten Gefangenen einstellt: dem glühendsten Freiheitsfieber, welches so häufig Gefangene zu den staunenerregendsten Thaten führt; aber das Herz brach ihm, als er bedachte, daß nur der Tod ihm Freiheit geben könne.

Eines Morgens, als der Schließer ihm seine spärliche Kost gebracht hatte, entfernte er sich nicht wie gewöhnlich gleich wieder, sondern sah ihn, die Arme kreuzend, mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke an. In der Regel beschränkte sich ihre Unterhaltung auf sehr wenige Worte, und der Gefangenwärter schien nun Lust zur Verlängerung zu haben; der Chevalier war also im höchsten Grade überrascht, als der Schließer ihm sagte:

„Mein Herr, Sie haben ohne Zweifel Ihren Grund, weshalb Sie sich Herr Lebrün, oder Bürger Lebrün nennen lassen. Nun, meines Amtes ist es nicht, mich darum zu bekümmern; mögen Sie sich Peter oder Paul nennen, ich weiß ja doch, daß Sie Carl Felix Theodor, Chevalier von Beauvoir und Vetter der Frau Herzogin von Mallé sind.“

„Nun?“ fuhr er mit dem Ausdrucke des Triumphs nach einem augenblicklichen Schweigen fort, während dessen er seinen Gefangenen betrachtet hatte.

Beauvoir, welcher sich in so engem Verwahrsam sah, glaubte, daß seine Lage sich nicht dadurch verschlimmern könne, wenn er seinen wahren Namen eingestehe. Er sagte daher: „Nun, und wenn ich der Chevalier von Beauvoir wäre, was gewinnest du dadurch?“

„D, sehr viel.“ — Er trat hierbei näher, sah sich schüchtern um, sagte dann mit leiser Stimme: „Ich habe Geld empfangen, um Ihre Flucht zu befördern. Aber ich würde ohne Gnade todt geschossen, hätte man mich hier im Verdachte der Mitwirkung; daher muß die Sache mit Vorsicht angefangen werden. Hier haben Sie einen Schlüssel.“ Mit diesen Worten zog er eine Feile aus der Tasche und übergab sie Beauvoir. „Damit,“ sagte er dann, „feilen Sie eine der eisernen Stangen durch. Freilich die Sache ist nicht bequem, aber ich darf mich keiner Gefahr aussetzen.“ Hierauf zeigte er nach der schmalen Oeffnung; durch welche das Gefängniß sein spärliches Licht empfing. „Sie müssen wohl Acht haben, das Eisen so durchzufeilen, daß Sie oben Platz genug haben hinaus zu können, und unten doch noch genug von der Stange stehen bleibt, um den Strik sicher daran zu befestigen.“

„Aber, wo ist denn der Strik?“

„Hier, Herr,“ erwiderte der Schließer, indem er einen kno- tigen Strik hervorzog. „Er ist aus Leinwand gedreht, damit man glauben soll, Sie hätten ihn sich aus Ihrer Wäsche selbst gemacht. Er hat die nöthige Länge. Sind Sie bis zu dem letzten Knoten gelangt, so lassen Sie sich sanft hinabgleiten, und das Uebrige ist dann Ihre Sache. Wahrscheinlich werden Sie Pferde und Wagen in der Nähe finden, doch das ist etwas, warum ich mich nicht genauer bekümmern wollte. Noch mache ich Sie darauf aufmerksam, daß vor dem Thurme eine Schilbwacht steht. Eine dunkle Nacht werden Sie schon selbst wählen, und eben so auch den Augenblick, wenn der was chehende Soldat schläft. Sie wagen freilich, daß nach Ihnen geschlossen wird, aber“ —

„S' ist gut, 's ist gut,“ rief der Chevalier aus. „Ja, so soll ich nicht hier verweilen!“

„Das könnte doch noch sein,“ sagte der Schließer mit einem Schafsgesichte.

Beauvoir achtete auf diesen plumpen Scherz nicht weiter; die Aussicht auf seine bevorstehende Freiheit dünkte ihm sehr heiter, und er war so ungeduldig, daß er kaum die Entfernung des Schließers erwarten konnte, um seine Arbeit zu beginnen. In einem einzigen Tage hatte er die Gitterstangen durchgefellt.

Einen Besuch des Kommandanten befürchtend, verbarg er seine Arbeit, indem er Brot knetete, es auf das Eisen rieb, und damit die gefellten Stellen in den Stangen zullebte. In einer finstern Herbstnacht endlich feilte er die Stangen vollends ab, bes

festigte dann den Strik, kletterte in die Fensteröffnung hinauf, und wartete so darauf, daß die Schildwacht eingeschlafen sein möchte. Sein Plan wurde dadurch begünstigt, daß ein feuchter Nebel den Soldaten in das Schilderhaus trieb. Nun kletterte er behutsam von Knoten zu Knoten, und hielt sich so, zwischen Himmel und Erde schwebend, mit Riesenkraft an dem Seile fest. Alles ging gut. Bis zu dem letzten Knoten gekommen, wollte er sich eben zur Erde niedergleiten lassen, da suchte er noch zuvor, wie durch Instinkt zur Vorsicht angetrieben, mit dem Fuße den Boden zu erreichen; aber er fühlte nichts. Der Teufel! das war eine gewaltige Verlegenheit, Er war im Schweiß gebadet, ermüdet, verwirrt, und in jener Stimmung, wo man geneigt ist, sein Leben auf Paar oder Unpaar zu setzen. In einem Anfälle des Leichtsinns wollte er bereits zuspringen, da fiel durch einen glücklichen Zufall der Hut ihm vom Kopfe, und er hatte Besinnung genug, dem Geräusche des Falles zu lauschen; doch, er hörte nichts. Jetzt stieg plötzlich der Verdacht in ihm auf, es könnte ihm wohl irgend eine Falle gelegt worden sein. — Aber, in welcher Absicht?

Der Ungewisheit zur Beute, dachte er schon daran, in sein Gefängniß zurückzukehren, und eine andere Nacht zur Flucht zu wählen; indes beschloß er, noch den Anbruch der Morgendämmerung abzuwarten, die seiner Flucht, oder doch wenigstens der Erlangung von Gewisheit förderlich sein könnte. — Da sah er denn, daß von dem letzten Knoten seines Seiles bis zum ebenen Boden noch eine Kleinigkeit von 150 Fuß sein mochten.“

„Schönen Dank, Herr Kommandant!“ sagte er mit der größten Kaltblütigkeit, und seine Riesenkraft machte es ihm möglich, wieder bis zu dem Thurme hinaufzuklettern.

Als er hier angekommen war, und mit mehr Ruhe über die ganze Sache nachdachte, schien es ihm unbezweifelt, daß die Eifersucht des Kommandanten sich seiner auf diese Weise zu entledigen gesucht hatte, und daß der Schließer mit in dem Komplotte sei. Als ihm dies zur völligen Ueberzeugung geworden, bewaffnete er sich mit einer der ausgeheilten Eisenstangen, und stellte sich damit hinter die Thür, die Ankunft des schurkischen Gefangenwärters erwartend. Dieser blieb auch nicht lange aus, denn es trieb ihn die Ungeduld, die Erbschaft des Entflohenen in Empfang zu nehmen. Lustig pfeifend öffnete der Schließer die Thür; da fiel mit furthbarem Schlage die schwere Eisenstange auf sein Haupt nieder, und mit zerschmetterter Hirnschale stürzte er, ohne einen einzigen Schmerzenslaut, zu Boden. Schnell entkleidete der Chevalier den Todten,

zog sich selbst dessen Kleider an, ahmte dessen schwerfälligen Gang nach, und, Dank sei es der Morgendämmerung und der Argwohnlosigkeit der Schildwachen, — entkam glücklich aus seiner Haft.

Ein schreckliches Abenteuer.

Erzählt von einem Franzosen.

Ich reisete eines Tages in Calabrien. Es ist dies ein Land voll böser Menschen, welche, wie ich glaube, zu Niemanden viel Zuneigung haben, besonders aber gegen die Franzosen eingenommen sind. Das Warum würde uns hier zu weit führen. Genug sie hassen uns dies zum Tode und der Unglückliche, der ihnen in die Hände fällt, wird eben keinen angenehmen Zeitvertreib haben. Mein Begleiter war ein hübscher junger Mann. In diesen Bergen sind die Straßen Abgründe und unsere Pferde konnten nur mit Mühe weiter kommen. Mein Begleiter ritt voran auf einem Wege, der ihm bequemer und kürzer schien, als der gewöhnliche, und — wir verirrten uns. Es war mein Fehler. Warum verließ ich mich auf einen zwanzigjährigen Kopf. Wir suchten uns, so lange es noch Tag war, wieder aus dem Walde herauszufinden, kamen aber immer mehr von dem rechten Wege ab. Es war eine pechfinstere Nacht, als wir an ein schwarzes Haus kamen. Wir gingen hinein, nicht ohne Argwohn und Mißtrauen. Aber was konnten wir anderes thun? Wir fanden eine ganze Familie von Kohlerbrennern bei Tische. Auf das erste Wort wurden wir zum Mitessen eingeladen. Mein junger Begleiter machte nicht viel Umstände; nach ein Paar Minuten aßen und tranken wir nach Herzenslust — er wenigstens, denn ich für meinen Theil konnte mir nicht helfen, mich in allen Winkeln umzusehen. Unsere Wirthe sahen allerdings aus wie Kohlenbrenner, aber das Haus! — man hätte es für ein Arsenal halten können. Man sah nichts als Flinten, Pistolen, Säbel, Dolche und Messer. Alles mißfiel mir und ich sah auch bald, daß ich nicht in großer Gunst stand. Mein Begleiter dagegen war bald, als gehörte er zur Familie. Er lachte, er plauderte mit ihnen und beging endlich die Unbesonnenheit, zu sagen, woher wir kämen, wohin wir gingen und daß wir Franzosen seien. Man denke sich unsere Lage! Wir waren unter unsern geschworrenen Feinden allein, von der Nacht überfallen, weit von aller menschlichen Hilfe. Um nichts zu unterlassen, was zu unserm Verderben dienen konnte, mußte er auch noch den Reichen spielen, indem er den Leuten versprach, sie für ihre Gastfreundschaft reichlich zu bez-

zahlen; dann machte er sie auf seinen Mantelsack aufmerksam, bat sie ernstlich, ihn gut zu bewahren und legte ihn als Kopfkissen auf sein Lager. Sie glaubten vielleicht, wir hätten die Diamanten der Krone bei uns, und der Schatz in des Jünglings Mantelsack bestand in den Briefen seiner Geliebten.

Nach der Mahlzeit verließen sie uns. Unsere Wirthe schliefen unter uns, wir da, wo gegessen worden war. Auf einer Art sieben bis acht Fuß erhöhten Plattform, wohin wir auf einer Leiter steigen mußten, erwartete uns das Bett, ein Nest, wovon wir über, mit Lebensmitteln für ein ganzes Jahr, gefüllte Fässer kriechen mußten. Mein Begleiter bediente sich dieses Bettes und war mit dem Kopfe auf seinem kostbaren Mantelsack bald eingeschlafen. Ich hatte mir vorgenommen, wach zu bleiben, machte ein gutes Feuer an und setzte mich nieder. Die Nacht war fast ziemlich ruhig vergangen und ich fing an, mir's bequem zu machen, als ich eben, da nach meiner Meinung der Tag anbrechen sollte, Wirth und Wirthin unten sprechen und streiten hörte. Ich legte mein Ohr an die Esse, welche mit der untern Stube in Verbindung stand und vernahm deutlich die Worte des Mannes: — „Gut, gut, wir wollen sehen! Müßsen wir sie beide schlachten?“ — „Ja!“ antwortete die Frau und alles war wieder still.

Wie soll ich das Uebrige beschreiben? Ich vermochte kaum zu athmen; mein ganzer Körper war kalt wie Marmor; wer mich gesehen hätte, würde nicht gewußt haben, ob ich todt oder lebendig sei. Himmel, wenn ich daran gedanke! Wir beide waren fast ganz unbewaffnet — uns gegenüber standen zwölf bis fünfzehn völlig Bewaffnete. Und mein Begleiter vor Mattigkeit im tiefsten Schlafe! Ihn zu rufen, Lärm zu machen, konnte ich nicht wagen; allein zu stehen, war unmöglich. Das Fenster war zwar nicht sehr hoch, unter demselben heulten aber zwei große Hunde wie Wölfe. Man denke sich, wenn man kann, meine Lage! Nach einer Viertelstunde, welche ein Jahrhundert zu sein schien, hörte ich Jemanden auf der Treppe und sah durch eine Thürzele hindurch einen alten Mann mit einer Lampe in der einen und einem mächtigen Messer in der andern Hand. Er kam herauf, seine Frau folgte ihm; ich stand hinter der Thüre. Er öffnete sie, setzte aber, ehe er herein trat, die Lampe nieder, welche dann seine Frau nahm, die sie mit den Fingern fast verdeckte und ihm zurief: „Lachte! gehe lachte!“ Als er an die Leiter kam, nahm er das Messer zwischen die Zähne, stieg hinauf, ging auf das Bett zu, wo der arme Jüngling mit entblößtem Halse lag, nahm das Messer in die eine Hand und in die andere — ach! — einen

Schinken, der an der Deke hing, schnitt ein Stück ab und ging, wie er gekommen war. Die Thüre schloß sich wieder, das Licht verzwehwand und ich blieb mit meinen Gedanken allein.

Als es völlig Tag geworden war, kam die ganze Familie lärmend herauf, um uns zu weken, wie wir gewünscht hatten. Sie setzten uns ein prächtiges Frühstück vor, wozu auch zwei Kapaune gehörten, von denen wir den einen essen und den andern mitnehmen sollten. Als ich die Kapaune sah, begriff ich, was die schrecklichen Worte bedeuteten: „Müssen wir die beiden schlachten?“

D a s P f e i f f e n .

Aus dem Russischen.

In meiner Jugend gab man mir einst einen Schilling Kupfergelt. Entzückt über einen solchen Reichtum lief ich sogleich in einen Laden, wo man Spielzeug verkaufte, suchte mir ein Pfeifchen aus, wonach mich schon lange gelüftet hatte, und gab dafür all mein Geld hin. Froh über den glücklichen Kauf kehrte ich nach Hause zurück, legte das Pfeifchen nicht aus den Händen, pffiff unaufhörlich und ließ keinen im Hause ruhen. Als meine Geschwister erfahren hatten, wie viel ich für dasselbe bezahlt, sagten sie, daß es nicht die Hälfte des Preises werth wäre. Nun stellte ich mir alle die vorzüglichsten Sachen vor, die ich für das übrige Geld gekauft haben konnte; und da sie noch über mich lachten, so weinte ich, und das Pfeifchen machte mir anstatt Vergnügen nur Herzleid.

Aber dieses Herzleid hatte gute Folgen. Ich erinnerte mich stets des nachtheiligen Kaufes, und jedesmal, wenn ich etwas Unnütziges zu kaufen hatte, sagte ich mir: Gib nichts für Ueberflüssiges, nichts für das Pfeifchen! Und so blieb mir das Geld in der Tasche.

Ich wuchs auf, ging in die Welt, fing an die Menschen zu kennen, und oft schien es mir, daß sie gar zu theuer das Pfeifchen erkaufen. — Seh' ich, daß Einer den höflichen Ehrenbezeugungen nicht nur seine Zeit, seine Ruhe, sondern auch sogar seine Freunde, seine Tugenden aufopfert, sag' ich mir: der Mensch erkaufte das Pfeifchen theuer! — Seh' ich, daß Einer durch mancherlei Hänke die Volksgunst zu erlangen sucht, nicht für seine häuslichen Umstände sorgt, und sich zuletzt gänzlich zu Grunde richtet, so mein' ich: er bezahlt das Pfeifchen theuer. — Seh' ich einen Geizigen, der auf alle Vergnügungen des Lebens, auf das Glück Gutes zu thun,

auf die Achtung seiner Mitbürger, auf das süße Gefühl der Freundschaft Verzicht leistet, einzig nur — um seine Täte zu füllen, so den' ich: Armer Mensch, wie theuer bezahlst du das Pfeisfchen! — Geh' ich einen Wohlküstling, der das sinnliche Vergnügen dem geistigen vorzieht, so urtheil' ich: Wie sehr ist er zu beklagen; ohne über die Folgen nachzudenken, bezahlt er sein Pfeisfchen so theuer! — Richtet sich ein Verschwendler durch reiche Kleidung, Mobiliar, Karossen zu Grunde, so sag' ich: Er sieht das Ende nicht voraus, und spät wird er es erfahren, wie viel ihm das Pfeisfchen kostet. — Mit einem Worte, beinahe jedes menschliche Elend entspringt bloß daraus, daß die Menschen den Werth der Sachen nicht kennen und gar zu theuer ihr Pfeisfchen erkaufen.

B. M. Goldberg.

Ein Seitenstück zu Venedig.

Venedig wird allgemein die Wasserstadt genannt, weil Kanäle zwischen den Reihen der Häuser gehen und sie rund um mit Wasser umgeben ist. Doch gibt es in Venedig auch noch genug festen Grund und Boden, den man, zwar durch Umwege, trockenen Fußes betreten kann. Es befindet sich dort ein großer Markt und die Häuser stehen auf festem Grunde. Ein anderes aber ist es mit der Stadt Bangkok in Siam. Hier stehen die Häuser nur auf Pfählen von Bambusrohr, am Gestade des diese Stadt durchströmenden Flusses, oder auf Pfählen auf dem Gestade desselben. Man fährt mit Kähnen darsunter weg, wo die Fluth unter den Häusern, die freilich keine venetianischen Paläste sind, hinrauscht. Aber der Mensch, seinem Verstande und seiner Vorsicht trauend, trotz jeder Gefahr und der Macht der Elemente: er baut sich am reißenden Strome und den tobenden Wellen des Meeres, nicht fern von feuerspeienden Bergen und in Thälern an hohen Gebirgen an, wo ihn herabstürzende Lavinen im Schnee zu begraben drohen.

Gedanken großer Staatsmänner.

Die Gazette de France enthält eine Zusammenstellung von Gedanken großer Staatsmänner, unter denen sich folgende befinden: „Man macht keine Verfassung, sondern eine gute Verfassung macht sich von selbst; sie ist das Werk der Zeit und der Umstände, und

Gott ist der erste Urheber derselben. (Burke.) — „Frankreich ist durch seine geographische Lage monarchisch.“ (Mirabeau.) — „In Paris hätte kein guter Ruf länger denn ein halbes Jahr Stieh.“ (Bonaparte im Jahre 1798.) — „Paris wird zu allen Zeiten das Privilegium der Insurrektion besitzen.“ (Garat.) — „Es ist das Schicksal Frankreichs, sich immer nur durch eigenes Unglück zu belehren.“ (Calonne.) — „Die Revolutionen sind der Karneval der Geschichte.“ (Machiavel.) — „Eine Regierung kann sich nur durch Grundsätze und Mittel erhalten, die ihrem Ursprunge entsprechen.“ (Montesquieu).

Auflösung des Anagramms in Nr. 100.

Israel. Gerail.

Bilder - Gallerie. Nr. 12.

D t t o ,

König von Griechenland.

Otto ist der zweite Sohn des jetzigen Königs von Baiern, Ludwig Karl August. Er ist am 1. Juni 1815 geboren.

Sein königl. Vater, der einen großen Theil seiner hohen Bildung der Universität Göttingen verdankt (wo er von 1805 bis 1805 nicht verschmähte, die Hörsäle berühmter Professoren mit den Studenten zu besuchen) ließ dem Prinzen Otto, so wie dem Kronprinzen, eine treffliche Erziehung angedeihen, und Otto's ausgezeichnete Talente entwickelten sich immer mehr zur Freude seiner durchlauchtigsten Eltern.

Bekanntlich war der König von Baiern, Ludwig, der erste deutsche Monarch, der, als die Hellenen das türkische Barbarenjoch abwarfen, nicht nur seinen Untertanen erlaubte, die bedrängten Hellenen und Christenbrüder zu unterstützen, sondern auch selbst sie wahrhaft königlich und menschenfreundlich begabte.

Jeden unbefangenen Griechen- und Menschenfreund mußte es daher innig freuen, daß die drei Großmächte: Frankreich, England und Rußland, die durch ihre Intervention den Niedermetzungen der griechischen Christen durch die Türken und Araber endlich ein Ende machten und die Pazifikation zwischen Griechenland und dem Sultan auf diplomatischem Wege herbeiführten, nachdem der Prinz Leopold von Coburg (jetzt König der Belgier) die ihm von ihnen angebotene Würde eines Souverains von Griechenland im J. 1830

unter dem Wellington'schen Ministerium angeschlossen hatte, ihr Augenmerk auf den zweiten Prinzen des königl. Freundes der Griechen, des Königs von Baiern, richteten, sobald ihnen der Londoner sehr verwickelte Kongress, zur (leider bisher nicht gelungenen) Pazifikation zwischen Belgien und Holland erlaubte, sich wieder mit Griechenland angelegentlich zu beschäftigen. Nachdem der Prinz Otto sich geneigt erklärt, den griechischen Thron anzunehmen und sein erhabener Vater eingewilligt hatte, wurde am 7. Mai 1832 zu London von den drei Großmächten ein neues Protokoll in den griechischen Angelegenheiten unterzeichnet, vermöge dessen den neuernannten König von Griechenland, Otto, der mit dem 20-ten Jahre (1836) majorenn sein wird, bayerische Truppen (doch nicht mehr als 3500 Mann) nach Griechenland begleiten sollen, die in seinem Königreich bleiben werden; die drei das Protokoll unterzeichnenden Mächte ihm ein Anlehen von 60 Millionen Franken garantiren, und wenn König Otto ohne Nachkommenschaft stirbt, die griechische Krone auf seinen jüngern Bruder und dessen Nachkommen, bei deren Ermangelung aber nicht auf die regierende Königsfamilie von Baiern übergeben, sondern der neue König von Griechenland von den drei Mächten gewählt werden wird. Die griechische provisorische Regierung und Nationalversammlung (die durch ein eigenes Dekret vom 8. August 1832 die Ernennung Otto's zum König von Griechenland genehmigte) bewilligte sich, dem Prinzen Otto und seinem erlauchten Vater die freudige Einstimmung der Hellenen über Otto's Ernennung zum König von Griechenland vorläufig schriftlich zu bezeugen, bis dies die abzusehende Deputation mündlich thun und den König zur baldigen Abreise nach Griechenland einladen würde. Indessen beschäftigte sich der Prinz eifrig damit, die Sprache seiner künftigen Unterthanen zu lernen. Mit der altgriechischen Sprache bereits ziemlich vertraut, ließ er sich von Filippo, Erzieher der Söhne des griechischen Admirals Miaulis, die sich in München befinden, im Neugriechischen unterrichten, und machte darin starke Fortschritte.

Im Oktober langte die griechische Deputation über Triest in München an. Am 15. Oktob. trat sie bei ihrer Auffahrt und Erscheinung am Hofe in vollem Glanze auf.

Bis zur Majorennität des Königs von Griechenland wird eine von dem König von Baiern ernannte Regentschaft, an deren Spitze der Graf von Armanberg steht, die Regierungsgeschäfte im Namen des Königs besorgen.

Am 6. Dezember reiste der König Otto mit der Regentschaft nach Griechenland ab. Auch die nach Griechenland bestimmten Truppen setzten sich in Marsch und sollen am 25. Dezemb. in Triest vereinigt sein.

Der junge König Otto hat eine ernste und männlich-schöne Physiognomie. Dr. Kumy.

Der Modenkourier. Nr. 39.

(Paris, 15. Dezember 1832.)

1. Die Haartoessuren sind diesen Winter so maniakaltia, daß man nicht schließen kann, ob sie die Mode hoch oder niedrig, enallich oder chinesisch haben

will; jedoch bemerkt man, daß die aufgerichteten Koeffüren vorgezogen werden. Man sieht häufig hinter die Ohren zurückgeschlagene Haartouffen, welche zur Hälfte auf die Wangen fallen. Diese Art erinnert sehr stark an die Koeffüren aus der Zeit Ludwigs XIV.

2. Man bringt auch seitwärts eine einzige Feder an, welche eben so zurückfällt, wie man es bei den Hüten bemerkt.

3. Zu den Ball-Koeffüren werden stets Ferroniérs (Stienbinden) getragen.

4. Man verfertigt oft zu Atlas-Überröcken Pelерinen von Gros de Naples oder Phantasiestoffen. Die neuesten und modernsten sind aus dreien zusammengefezt. Die erste, lange, hat kleine schmale Blätter, welche durch den Gürtel gehen; die zweite hat vierkige Enden und ist auf der Brust offen; die dritte ist rund.

5. Im Allgemeinen sind die Pelерinen kleiner als im vorigem Jahre und im verfloßenen Sommer. (Ein anderes Pariser Journal will das Gegenteil behaupten, wie aus dem vorigen Modenkourier zu ersehen ist).

6. Drei vierkige oder drei runde abgestufte Pelерinen sind ebenfalls sehr elegant, vorzüglich auf Atlaskleidern.

7. Die Douilletten von Foulard machen sich zu Hause sehr gut. Die einzigen Dessins, welche sich diesem Winter erhalten haben, sind die neuen Brüssler Zeichnungen mit großen Einfazrosen und sehr hervorstechendem Astwerte. Die Lyoner Foulards sind veraltet und vergessen.

8. Die Blondschärpen sind sehr reich und werden stark getragen zu sehr gepuzten Anzügen.

9. Zu gewöhnlichen Abendanzügen trägt man sehr kleine blaue, rosenrothe, kirschrothe, pistaziengrüne u. Gajeschärpen, die einfach an Farbe und Gewebe sind.

10. Die Bänder müssen genau mit den Kleiden übereinstimmen, so zwar, daß gestreifter Moire, gestreifte Moirebänder, brochirte Stoffe auch brochirte Bänder haben müssen.

11. Als Phantasie trägt man schöne voloutirte Atlasbänder, Farbe auf Farbe; der sammtne Dessin muß sehr zart sein, so daß der feine Strich einen kleinen Sitz auf dem Atlas bezeichnen muß.

12. Die Mäntel der Herren haben immer noch sehr große Pelерinen.

Modenbild. Nr. 52.

Pariser Anzüge vom 10. Decemb. Krepphut. Ueberrock von Foulard. Die sitzende Dame zeigt diesen ganzen Anzug von rückwärts.

Ende des fünften Jahrgangs.

(Das Titelblatt dieses Jahrganges wird nachgetragen.)

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.





Modellblatt 72. Spiegel.